



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der Domherr

historischer Roman

Temme, Jodocus Donatus Hubertus

Leipzig, 1867

Drittes Kapitel. Vor- und Empfangszimmer in Berlin.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-53968](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-53968)

Drittes Kapitel.

Vor- und Empfangszimmer in Berlin.

In dem Empfangszimmer des Generals befanden sich der General selbst und eine schöne und elegante Dame.

Der General war ein kleiner Herr mit einem feinen, klugen Gesicht. Figur und Gesicht zeigten eben keinen preussischen General, zumal keinen der damaligen Zeit an, die Uniform sprach aber unwiderleglich.

Die schöne Dame war eine hohe, imponirende Gestalt; sie überragte den General mit ihrem ganzen Kopfe; sie war nicht mehr ganz jung; vielleicht schon dreißig Jahre konnten an ihr vorübergegangen sein; aber sie hatte sich wohl conservirt, und ihre langen blonden Locken mußten noch nicht dazu dienen, etwaige feine Fältchen an ihren Schläfen zu verbergen.

„Nun, Vater“, sagte die junge Dame — als junge Dame wollte und konnte sie gewiß noch immer gelten — „nun, Vater, ich habe offen gegen Dich gesprochen; ich hoffe, Du bist es auch gegen mich.“

„Offen warst Du“, erwiderte der General.

Die Tochter sah den Vater fragend an, was er weiter sprechen werde.

Er sprach weiter:

„Also Schilden oder Westernitz?“

„Ich überließ Dir die Wahl, Vater.“

„Mit Westernitz würdest Du Gräfin. Er ist in der Adjutantur des Königs. Die Generalsepauletten sind ihm sicher.“

„Heirathet man Epauletten, Vater?“

„Warum nicht?“

„Ohne Muth? Ohne Achtung bei der Armee?“

„Muth, Hedwig? Desto gehorsamer wird er als Ehemann sein. Und was die Achtung bei der Armee betrifft, so ist er Adjutant des Königs und wird deshalb bei Hofe geachtet, und da wird sich dann auch die Achtung bei der Armee einfinden.“

„Die Familie hat ihn freilich darum so untergebracht. Aber wenn nun einmal der König erführe, was an ihm, wie er zu seinen Orden gekommen ist?“

„Wie wollte der König das erfahren, zumal wenn er mein Schwiegersohn wäre?“

„Durch Zufall.“

„An das Ohr der Könige darf sich auch kein Zufall wagen.“

„Genug, Vater, ich kann den Grafen nicht achten.“

„Ei, sieh da! Und der Herr von Schilden hätte Deine Achtung?“

„Er ist ein Mann, der wenigstens durch sich selbst, mit seinen eigenen Kräften sein Ziel verfolgt.“

„Und es auch sicher erreichen wird. Darin hast Du Recht. Er wird ebenso sicher Minister werden wie der Graf Westernitz General. Er ist schon jetzt die rechte Hand seines Chefs. Aber wir haben bei ihm eins vergessen.“

„Das wäre?“

„Ob er Dich will!“

„Er muß!“

„Um, Hedwig, das können wir von dem Grafen sagen; er weiß, daß ein einziges Wort von mir ihn stürzt. Aber was vermöchte ich gegen Schilden? Er ist die rechte Hand des Polizeiministers, wie ich Dir schon bemerkte, und über den Polizeiminister vermag ich nichts; und gegen ihn? Wir haben die Polizei sehr nöthig.“

Um so mehr alliren wir uns mit ihr!"

„Das nennst Du mir die Wahl lassen, Hedwig?"

„Ich sagte Dir nur meine Gründe.“

„Du liebst vielleicht Schilden?"

„Lieben? Bah!"

Der General sann einen Augenblick nach.

„Ich werde Schilden zu Dir schicken.“

„Aber instruir!"

„Instruir!"

Die Dame verließ zufrieden das Zimmer.

Der General ging nachdenklich in dem Zimmer auf und ab.

Das Schicksal seiner Tochter schien ihm doch am Herzen zu liegen.

„Jung ist sie nicht mehr. Vermögen habe ich nicht. Schilden wird seine Carrière machen. Er hat ein Rittergut.“

Der Bediente trat ein und meldete:

„Der Herr Regierungsrath von Schilden!"

„Eintreten!"

Die große, stattliche Gestalt des Regierungsraths von Schilden trat ein.

„Excellenz hatten befohlen —“

„Gebet, lieber Herr von Schilden.“

Der Herr von Schilden verbeugte sich tief.

Der General fuhr fort; seine Stimme nahm einen etwas geheimnißvollen, fast feierlichen Ton an.

„Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu besprechen, Herr von Schilden. Unsere Unterredung kann lange dauern.“

Zwei Sessel waren einander gegenüber aufgestellt. Der General lud mit der Hand den Regierungsrath ein, sich in dem einen niederzulassen; er selbst nahm den andern ein.

Dann sprach er weiter:

„Sie waren an mich empfohlen, Herr von Schilden, als Sie vor einem halben Jahre hierher kamen.“

„Und Excellenz haben seitdem nicht aufgehört, mich zu Ihrem dankbarsten Diener zu machen.“

„Ich erkannte nur Ihren Werth für den Staat und suchte Sie für diesen richtig zu verwerthen. Dankbar könnte mir nur der Staat sein. Sie waren in das Finanzministerium berufen. Ihre Dienste waren auch dort bedeutende. Dem Polizeiministerium mußten Sie noch erspriesslichere leisten. Ich sprach mit Ihnen darüber; dann mit dem Polizeiminister. Die Sache war abgemacht. Sie sind in der kurzen Zeit die Seele des Ministeriums geworden. Ich habe heute eine besondere Mission für Sie.“

„Excellenz haben stets über mich zu befehlen.“

„Herr von Schilden, der Staat ist in Gefahr. Es

bedarf der Verbindung sehr tüchtiger Männer, ihn zu retten. Lassen Sie mich Ihnen unsere Lage schildern. Berathen wir dann den Plan der Rettung. Der preussische Staat ist auf dem Wege, demokratisirt zu werden. Den Grund legte zuerst Stein. Die unglückliche Idee der Landwehr folgte. Der Staatskanzler, in den Händen von Juden, kann nicht das Zeug bekommen, dem Stein'schen Systeme den Abschied zu geben; er dient ihm vielmehr; er fördert es, wenn auch vielleicht unbewußt. So gehen wir dem Ruin entgegen. Durch die königliche Verordnung vom 22. Mai vorigen Jahres ist dem Lande eine allgemeine Repräsentation des Volkes versprochen, Kammern, denen sogar das Steuerbewilligungsrecht verliehen werden soll. Am 5. April vorigen Jahres hat man den König vermocht, in einem Zursufe an die Rheinländer das feierliche Versprechen zu ertheilen, daß durch eine angemessene Organisation der Landwehr dem Lande die Kosten der Unterhaltung eines größern stehenden Heeres erspart werden sollen. Das ist, ich wiederhole es, der Ruin des Staates. Zwei Dinge machen Preußen stark, nur sie: seine Armee, sein Adel. Sie werden vernichtet durch die Landwehr, durch Kammern. Und Landwehr und Kammern sollen wir entgegengehen! Von Hardenberg sprach ich schon. Scharnhorst ist todt. Aber die Gneisenau, die Boyen leben noch; eine Masse von

Ideologen halten zu ihnen; selbst der alte Blücher. Friedrich der Große sagte schon: Les anciens militaires finissent par radoter. Der König verhält sich indifferent; er liebt den Frieden, wie nach außen, so im eigenen Lande, am Hofe. Um ihn zu einem entschiedenen Einschreiten zu vermögen, bedarf es eines kräftigen Anstoßes. Einen solchen müssen wir haben. Aber wo ihn finden? Woher ihn nehmen?"

Der General schwieg; er sah den Regierungsrath fragend an.

Ueber das stets klare und ruhige Gesicht des Herrn von Schilden glitt ein feines Lächeln.

„Excellenz“, sagte er, „scheinen großes Gewicht auf jene königlichen Versprechungen vom 5. April und 22. Mai des vorigen Jahres zu legen. Sollten Sie nicht übersehen haben, daß wir damals unmittelbar vor dem schweren Kampfe mit Frankreich standen? Versprechungen, in der Zeit der Noth gegeben, werden aber nirgends gehalten.“

„Der König ist anderer Meinung“, sagte der General.

„Man muß dem Könige die Meinung nehmen, Excellenz.“

„Und wie?“

„Wollen Excellenz mir die Gnade eines geneigten

Gehörs schenken. An unserm Staatsleben beginnt es zu kränkeln, es ist wahr. Aber wo eine Krankheit ist, hat die Natur ein Heilmittel dagegen, und hat sie keins, so hat der Mensch die Aufgabe, eins zu machen. Für unser krankes Staatsleben liegt nun das Mittel der Heilung nahe. Excellenz sind, wie ich sehe, in unserer Gesetzsammlung bewandert. Erinnern Sie sich nicht auch einer Verordnung vom sechsten Januar des laufenden Jahres? Sie ist gegen die geheimen Gesellschaften gerichtet."

"Ah", sagte der General, "gegen den Mohr, der seine Schuldigkeit gethan hat."

"Nicht allein, nicht hauptsächlich. Nur der Tugendbund ist darin genannt. Aber er hat in der That seine Dienste geleistet und mit ihnen ist er todt. Ein ganz anderer Bund ist an seine Stelle getreten, und er war gemeint, aber nicht genannt, aus einem doppelten Grunde. Zuerst war noch kein Beweis gegen ihn da; er lebt äußerst geheim; da er nicht genannt ist, hält er sein Dasein verborgen, er wird unvorsichtig werden und Beweise gegen sich liefern. Zum Andern wurde der große Zweck erreicht, an maßgebender Stelle die Besorgniß vor geheimen Verbindungen zu wecken, deren Ziel es ist, den Thron umzustürzen. Wo nun aber dieser neue geheime Bund existirt und wer ihn bildet? Auf den deutschen Universitäten besteht er, und ihn bilden die

entlassenen Freiwilligen und Landwehrleute, die jetzt studiren. Excellenz sehen mich verwundert an?"

„Nein, nein, lieber Regierungsrath; Sie haben einen Gedanken in mir angeregt, eine Masse, eine überwältigende Masse von Gedanken. Studenten, Landwehroffiziere, Ruf nach Volksrepräsentation, nach Kammern, nach Steuerbewilligungsrecht, nach Republik, das Alles in und durch geheime Gesellschaften — wie unendlich viel läßt sich damit machen. Haben Sie schon Beweise?"

„Wir sammeln sie, Excellenz.“

„Und meine Freunde und ich werden in anderer Weise vorarbeiten. Und nun eine Bitte an Sie. Arbeiten Sie ein Exposé über die Angelegenheit aus.“

„Zu Befehl, Excellenz.“

Der General stand auf; der Regierungsrath mußte es auch.

Der General gab ihm die Hand. Er war gerührt.

Der Regierungsrath nahm die Hand; er war auch gerührt.

„Junger Mann, Sie sind in acht Tagen Geheimrath.“

„Excellenz, ich verdiene so viel Güte nicht.“

„Es ist die erste Stufe Ihrer Carrière. Ich sehe Sie bald wieder.“

Der Regierungsrath verbeugte sich unterthänig.

Als er in der Thür war, rief ihm der General noch ein paar Worte nach.

Der junge Mann war ja jetzt instruirt, wie die Tochter des Generals es gewünscht hatte.

„Ah“, rief der General, „beinahe hätte ich es vergessen; meine Tochter läßt Sie bitten.“

„Das gnädigste Fräulein beglückt mich unendlich!“

Der Regierungsrath verließ das Zimmer.

Der General sah ihm mit dem Ausdrücke großer Befriedigung nach.

Der Bediente des Generals trat wieder ein, um eine neue Meldung zu machen.

Der General hatte heute Audienztag.

Er war zu jener Zeit eine viel geltende und viel vermögende Persönlichkeit, der kleine General von Taubenheim. Kriegsminister war er nicht; der vortreffliche Boyen war es. Obwohl General und obwohl auch schon damals russisches Beispiel in Berlin sich Bahn brach, hatte er auch kein anderes Ministerium. Das Militärcabinet war zu jener Zeit noch nicht ausgebildet. Aber etwas Aehnliches vertrat der General, eigentlich die Sache ganz und selbst. Er hatte daher einen großen Einfluß auf Staats- und andere Angelegenheiten, und wenn er davon gegen den Regierungsrath von Schilden nicht gesprochen hatte, so bedurfte es dessen diesem klugen Manne

gegenüber nicht, oder der General hatte seine Gründe dazu. Diese lagen freilich nahe.

Auch der preußische Staat, gerade er war durch das Volk, durch die freie, aufopfernde, thatkräftige Begeisterung des Volks gerettet. Der Zopf und der Uebermuth des militärischen Drillens und des Junkerthums hatten ihn wenige Jahre vorher von seiner Höhe hinuntergestürzt, bis an den Rand des Abgrunds geworfen. Diese vergangene Zeit sollte nun zurückgerufen werden, und an der Spitze derer, die es wollten, stand der General von Taubenheim. Auf der andern Seite waren Männer wie Hardenberg, Gneisenau, Boyen und so manche Andere. Sie alle hatten den Geist, das Volk, die gute Sache für sich; sie alle hatten in erster Reihe gewirkt, als es galt, das Vaterland und den Thron zu retten. Die Partei des Junkerthums hatte ihnen nur eins entgegenzusetzen, eben die Verbindung des Junkerthums unter sich, das in allen Hofämtern, in den höchsten Civilstellen und fast in dem ganzen Offizierstande der Armee den König umgab. Das ist allerdings in den meisten Zeiten eine ungeheure Macht, die nur durch eine Revolution gebrochen werden kann; die alte wie die neue Geschichte — die Sache ist alt, alt wie das Königthum — liefert Beispiele genug dafür. Für Preußen war aber die damalige Zeit keine gewöhnliche und keine jener Partei günstige.

Es war noch kaum ein Jahr verflossen, seitdem der Thron durch das Volk gerettet war; die Aufrufe an das Volk, alle jene Versprechungen, die man ihm gemacht hatte, waren noch im frischesten Andenken; die Begeisterung des Volks lebte noch fort; man bedurfte noch immer so vieler und so schwerer Opfer des Landes, um dem durch die bisherigen Drangsale zerrütteten Staate aufzuhelfen; einzelne Provinzen waren geradezu schwierig, namentlich jene beiden, nur so lose mit dem eigentlichen Staatskörper in äußere Verbindung gebrachten, Westfalen und Rheinland; besonders galt es, den offen unzufriedenen, reichen und mächtigen Adel in diesen beiden Provinzen zu gewinnen, der freilich bis auf den heutigen Tag sich noch nicht herabgelassen hat, mit dem preussischen Adel gemeinschaftliche Sache zu machen; endlich war der König ein Mann, der in Wahrheit das Wohl des Volks wollte, der ehrlich halten wollte, was er versprochen hatte, der den Frieden liebte, allem Gewaltthätigen und Plötzlichen Feind war. Das war keine Zeit für die Feudalpartei; da konnte diese den König wohl umgeben, aber nicht umstricken; da war auch der Einfluß eines ihrer Häupter, ihres vorgeschobenen Hauptes, an der entscheidenden Stelle kein durchgreifender. wenigstens in wichtigen, entscheidenden Angelegenheiten, wenn auch in kleinen persönlichen Sachen die Gegenpartei ihm absichtlich keine

Hindernisse in den Weg legen mochte. Auch an den Höfen der Könige ist Stillstand ein Rückgang. Der General von Taubenheim konnte seinen großen Einfluß verlieren; dem mußte vorgebeugt, die ganze Partei mußte gerettet werden.

Der Weg dazu war durch die Unterredung des Generals mit dem Regierungsrath aus dem Polizeiministerium angebahnt worden. Er mußte zum Ziele führen. Der General hatte ja noch seinen Einfluß. „An das Ohr der Könige darf sich auch kein Zufall wagen“, hatte er mit jener Beziehung und Sicherheit zu seiner Tochter sagen können.

Die Vorzimmer eines so einflußreichen Mannes, der selbst den Zufall von dem Ohre seines Königs abzuhalten vermag, oder sagen darf, daß er es könne, pflegen gefüllt zu sein, wenigstens an seinen Audienztagen.

Es war auch an dem heutigen Tage so.

Als der Regierungsrath von Schilden das Zimmer des Generals verließ, sah der Bediente des Vorzimmers nach, wer von den Wartenden zuerst zur Audienz anzumelden sei.

Der General war ein gerechter und ordentlicher Mann. Er ließ in den Audienztunden Jeden vor sich und Jeden nach der Reihenfolge, in der er in das Vorzimmer eingetreten war. Zu dem Ende lag hier auf einem Pulte

ein großes Buch auf, in das Jeder bei seinem Eintreten seinen Namen einschrieb. Nach dem Buche meldete der Diener dem General an.

Der Regierungsrath war vor der gewöhnlichen Audienzstunde „befohlen“ gewesen.

In einer Ecke des Vorzimmers standen zwei Herren beisammen. Zu ihnen ging der Bediente, um den einen von ihnen zu dem General hineinzuführen.

Er war in der That der Erste, der in dem Vorzimmer erschienen war.

Es war eine kräftige, gedrungene, nicht große, aber dennoch imposante Gestalt; das Gesicht hatte markige und edle Züge. In dem ganzen Wesen des Mannes prägten sich Muth und Entschlossenheit und jener edle Mannesstolz aus, der weiß, daß er ein berechtigter ist, daß er nicht fehlen darf. Er war in der Mitte der dreißiger Jahre. Er trug den schwarzen bürgerlichen Frack, aber auf der linken Brust das eiserne Kreuz erster Klasse und an einem Bande um den Hals den seltenen, nur großes militärisches Verdienst vor dem Feinde belohnenden Orden *pour le mérite*.

Wenige Minuten nach ihm war der eingetreten, mit dem er beisammen stand.

Es war ein kleiner, behender, hübscher, junger Mann mit einem blühenden Gesichte, mit krausen schwarzen Haaren,

mit blitzenden Augen, die zeigten, daß sie sich nicht leicht etwas gefallen ließen, zugleich mit einer Keckheit, die sich, wo es nöthig war, in Bescheidenheit zurückzuziehen verstand. Er trug die Uniform eines Landwehrlieutenants und darauf das eiserne Kreuz, freilich der zweiten Klasse. Die Uniform war keine neue mehr; sie mußte noch aus dem Feldzuge stammen, vor dem Feinde, in der Schlacht getragen sein.

Er hatte gestutzt, als bald nach seinem Eintreten sein Blick auf den Herrn in dem schwarzen Frack mit den beiden hohen Orden gefallen war. Er kannte den Herrn; er wollte im ersten Moment auf ihn zugehen, ihn begrüßen. Jene Bescheidenheit wagte es nicht.

Da gewahrte ihn der Andere, und man sah in demselben Augenblicke Freude und Trauer in dessen edlem Gesichte. Er ging auf den jungen Mann zu und reichte ihm die Hand.

„Auch Sie hier, mein braver Freund?“

„O, o, mein verehrtester Herr Obristlieutenant!“ sagte der junge Mann, dankbar und gerührt über den freundlichen Gruß.

„Es ist ein Jahr, das wir uns nicht sahen“, sagte der Obristlieutenant.

„Es war in der Schlacht bei Belle-Alliance, Herr Obristlieutenant.“

„Im wilden Schlachtgetümmel. Die Kugeln flogen um uns her, schlugen neben uns ein. Ah, wissen Sie noch, mein junger Freund, wie ich Sie in Ihrem Kampfes-eifer zurückhalten mußte?“

„Ja, ja, Herr Obristlieutenant, Sie hatten bei aller Sorge für Ihr Regiment, in das Kugel auf Kugel einschlug, bei aller Gefahr, die Ihnen selbst drohte — rund um Sie her fielen Ihre braven Landwehrlente — Sie hatten doch noch ein Auge für den unbedeutenden Burschen, den Sie einmal in der Heimat gesehen hatten.“

„Es war in Ovelgönne gewesen“, sagte der Obristlieutenant. „Und dann, mein Freund, ich sah ja Ihren Muth und hatte an dem nämlichen Tage von Ihrer Tapferkeit bei Vigny gehört und wie der Feldmarschall Sie auf der Stelle zum Offizier ernannt hatte.“

„Reden Sie nicht von mir, Herr Obristlieutenant“, sagte der Lieutenant Becker. „Wie unbedeutend war mein Thun gegen Ihre Thaten bei Bautzen, bei Leipzig, bei Laon; die ganze Armee spricht davon; die Geschichtsbücher werden künftig davon erzählen. Bei Belle-Alliance war ich damals ja selbst Zeuge, mit welchem unbeschreiblich kalten und ruhigen Muth Sie an der Spitze Ihres tapfern Regiments dem furchtbarsten Kugelregen Stand hielten. Sie hatten den Befehl, mit Ihrem Regimente eine feindliche Brigade in ihrem Vorrücken aufzuhalten,

bis unsere Cavallerie sich gesammelt hätte. Es dauerte lange, bis unsere Cavallerie kam. Sie wichen nicht, Ihre Leute standen gegen die dreifache Uebermacht; der dritte Theil des Regiments fiel —“

„Alle die braven Landwehrmänner!“ mußte der Obristlieutenant den jungen Offizier unterbrechen, und in seinen Augen standen Thränen.

„Und der bravste ihr Commandeur!“ sagte der Lieutenant.

„Und jetzt?“ sagte der Obristlieutenant für sich.

Dann brach er den Gegenstand des Gesprächs ab.

„Sie sind als Bittender hier?“ fragte er den Offizier.

„Aus dem Kriegsministerium hierher geschickt“, antwortete der Lieutenant.

„Ach ja!“

„Und, Herr Obristlieutenant, ich fürchte fast, von Pontius zu Pilatus.“

„Wir haben unsere Dienste gethan; da können wir gehen.“

„Auch Sie, Herr Obristlieutenant?“

„Warum ich weniger als Sie? Wir gehörten beide zur Landwehr.“

Die Thür, die aus dem Arbeitszimmer des Generals in das Vorzimmer führte, wurde geöffnet.

Der Regierungsrath von Schilden trat heraus mit strahlendem Gesichte schritt er durch das Vorzimmer.

Der Lieutenant, der mit dem Obristlieutenant sprach

sah ihn und stuzte. Er kannte auch den Regierungsrath, aber er trug kein Verlangen, ihn zu begrüßen.

Als der Regierungsrath fort war, fragte er den Obristleutnant:

„Haben der Herr Obristleutnant den Herrn gesehen?“

„Ja“, sagte der Obristleutnant gleichgültig.

„Sie kennen ihn nicht?“

„Nein.“

„Waren Sie kürzlich in Ovelgönne?“

„Ich komme von daher.“

„Sie sahen die Frau Mahler dort?“

„Ich sah sie.“

„Sie heißt eigentlich Frau Mahlberg.“

„Woher wissen Sie das?“

„Sie wohnte früher in Minden. Ihr Mann war dort Regierungsrath. Ich war auch eine Zeit lang da. Dort sah ich auch den Herrn, der eben vorbeiging. Er war ein Freund des Herrn Mahlberg, der Regierungsrath von Schilden.“

Der Obristleutnant fuhr auf.

„Der Glende!“ sagte er für sich.

Der Bediente des Generals trat zu den Beiden.

„Herr Obristleutnant!“ bat er.

Der Obristleutnant folgte ihm zu den Arbeitszimmer des Generals, trat in dieses ein.

Er trat mit langsamem, gemessenem Schritt ein, seine kräftige Gestalt hob sich; der Ausdruck seines edlen Gesichts wurde stolzer, strenger.

„Obrißtleutenant Friedrichs“, hatte der Bediente dem General gemeldet.

Der General hatte plötzlich aufgezuckt; sein Gesicht hatte eine augenblickliche Verlegenheit gezeigt.

„Eintreten!“ hatte er gesagt.

Er sammelte sich.

Er wollte sich mit vornehmer und herablassender Gönnermiene zu dem Eintretenden wenden.

Da stand mit dem strengen und stolzen und doch so ruhigen und klaren Wesen die imponirende Gestalt des Obrißtleutenants vor ihm.

„Herr Obrißtleutenant Friedrichs?“ sagte er.

„Mein Name, Excellenz!“ war die kurze Antwort.

„Ich begrüße einen sehr tüchtigen Offizier der Armee Seiner Majestät“, sagte der General verbindlich.

„Der dennoch seinen Abschied erhalten hat!“ sagte der Obrißtleutenant mit einer vielleicht unwillkürlichen Schwäche der Stimme.

Der General zuckte die Achseln.

„Die traurige Lage des Landes! So mancher verdiente Offizier hat seinen Abschied erhalten müssen.“

Der Obrißtleutenant antwortete darauf nicht.

„Excellenz“, sagte er, „ich komme als Bittender zu Ihnen.“

Der General zuckte wieder die Achseln.

„Ich würde kein größeres Glück kennen, als jede Bitte eines Mannes von Ihren Verdiensten erfüllen zu können. Allein jene traurige Lage des Landes, von der ich sprach —“

Der Obristlieutenant unterbrach ruhig den General, zu dem er als Bittender kam.

„Wollen Excellenz vorher die Gnade haben, mich anzuhören?“ sagte er.

„Reden Sie.“

Der General sprach doch ein wenig pikirt.

Den Obristlieutenant kümmerte es nicht.

„Excellenz“, sagte er mit seiner stolzen Ruhe, „ich war einer der ersten, nein, ich darf es behaupten und ich muß es an dieser Stelle aussprechen, ich war mit meinem Freunde Moterbin, der bei der Erstürmung Leipzigs an meiner Seite fiel, der erste, welcher, ohne auf den Ruf unseres Königs aus Breslau zu warten, in die Reihen der zuerst in Königsberg gebildeten Landwehr eintrat. Ich habe seitdem bis zur zweiten Einnahme von Paris im vorigen Jahre die Feldzüge gegen die Franzosen ohne Unterbrechung mitgemacht, den meisten Schlachten beigewohnt. Schon in der Schlacht bei Leipzig

führte ich ein Bataillon; ich erwarb mir dieses eiserne Kreuz erster Klasse. Die Schlacht bei Laon brachte mir den Orden pour le mérite ein. Bei Beginn des Feldzugs von 1815 wurde mir das Commando eines Regiments anvertraut; mein Regiment hat ruhmvoll mitgekämpft. Wünschen Eure Excellenz Beweise für diese Thatfachen, oder sind sie Ihnen bekannt?"

„Sie sind mir wie der ganzen Armee bekannt“, sagte der General wieder verbindlich.

Der Obristlieutenant fuhr fort:

„Bei Beginn der Kriege und während derselben wurden dem Volke, das bereitwillig von allen Seiten herbeiströmte, den Thron zu retten, wurden jedem Einzelnen, der freiwillig dem Rufe des Königs unter die Fahnen folgte, große Verheißungen gemacht. Zwei dieser Versprechungen waren sehr speciell. Die eine, oft wiederholte, ging dahin, daß diejenigen, welche sich durch Tapferkeit, Diensteifer und Patriotismus ausgezeichnet hätten, in ihrer Civildienstlaufbahn vorzüglich berücksichtigt werden sollten, soweit es ihre Qualification erlaube. Es sind die Worte des Gesetzes, Excellenz. Die zweite, im vorigen Jahre ergangen, besagte, daß die Offiziere der aufzulösenden Landwehr, insofern sie sich während des Kriegs als tüchtig bewiesen hätten, nach Möglichkeit in die Linie sollten aufgenommen werden.“

Ich war, als ich zuerst in die Landwehr eintrat, Assessor bei dem Tribunal in Königsberg. Es war unmittelbar vorher eine Rathsstelle bei jenem Gerichte vacant geworden. Ich war zu ihr vorgeschlagen; sie mußte mir nach meiner Qualifikation wie nach meiner Anciennetät zu Theil werden. Ich gab sie auf, um der Fahne des Königs zu folgen. Es war in den ersten Wochen des Jahres 1813, also vor mehr als drei Jahren.

Ich mußte die drei Jahre im Militärdienst verbleiben. Im Anfange dieses Jahres wurden die Landwehren aufgelöst.

Ich bat, jener zweiten Verheißung gemäß, mich zur Linie zu versetzen. Mir wurde zur Antwort, es sei keine angemessene Stellung für mich da; es müsse auf Beschränkungen und Ersparungen Bedacht genommen werden; man müsse mir daher überlassen, in meine Civilcarrière zurückzukehren, in welcher ich ohne Zweifel Gelegenheit finden werde, meine Kenntnisse und Kräfte zu verwerthen.

Ich versuchte den Rücktritt in meine frühere Civilcarrière. Es wurde mir eine Assessorstelle bei einem entfernten Gerichte angeboten.

Vor drei Jahren, wenn ich nicht die Waffen für König und Vaterland ergriff, war ich Rath; bis heute hätte ich in der Rathscarrière einen bedeutenden Vorsprung

gewonnen; weit jüngern Assessoren ist er zu Theil geworden. Ich sollte als Assessor wieder eintreten! Meine Beschwerden waren fruchtlos.

So, Excellenz, sind die Versprechungen des Königs mir gegenüber erfüllt worden.

„Darf ich Ew. Excellenz auch den Grund sagen?“

„Jene traurige Lage des Staates“, zuckte der General wieder die Achseln, „die allerdings zu den größten Ersparnissen auffordert.“

„Sie ist allerdings zu einer banalen Phrase geworden, Excellenz!“

„Mein Herr!“

„Fühlen Ew. Excellenz sich verletzt?“

„Ich hoffe nicht, daß Sie es darauf anlegen, mich zu verletzen.“

„Warum, wozu sollte ich das? Mich hat ein anderer Grund hierher geführt. Es ist der, daß Ew. Excellenz die Wahrheit hören mögen und daß durch Sie der König sie erfahre. Der König hat sie bisher nicht gehört; darüber gibt es im Lande nur eine Stimme. Und ich schließe daraus, daß sie auch Ew. Excellenz vorenthalten ist, denn Ew. Excellenz haben das Ohr des Königs. Die Wahrheit muß aber an den Thron gelangen können, und zwar bevor es für das Land wie für den Thron selbst zu spät ist. Land und Thron sind nicht

zu trennen, Excellenz. Zum Könige konnte ich nicht gelangen; in dem Vorzimmer des Monarchen ist dafür gesorgt. Da hielt ich es für meine Pflicht, bei Ew. Excellenz eine Audienz nachzusuchen. Excellenz haben sie mir gewährt. Ich spreche Ihnen meinen Dank dafür aus, und um Ihnen diesen ferner zu bethätigen, bitte ich noch um wenige Worte."

Der General hatte den Obristlieutenant ein paarmal unterbrechen wollen, der Offizier hatte die Zeichen der Ungeduld des vornehmen Herrn jedoch nicht beachtet. Auf einmal schien in dem General ein besonderer Gedanke aufgetaucht zu sein; er hörte geduldig und aufmerksam zu. Mit einer ruhigen Neigung des Kopfes gab er auch seine Zustimmung zu erkennen, daß der Andere fortfahren möge.

Der Obristlieutenant fuhr fort:

„Ich habe Ew. Excellenz von mir gesprochen nicht um meinetwillen. In meiner Lage sind Tausende, Tausende von Männern, die freiwillig die Waffen ergriffen und kämpften für Land und Thron. Indem ich von mir sprach, sprach ich nur von ihnen allen. Und indem ich jetzt Ew. Excellenz klar lege, warum mit mir in solcher Weise verfahren wurde, lege ich dies zugleich für alle jene mit dar.

Excellenz, in unserm allgemeinen Landrecht ist ein

Satz enthalten, welcher ausspricht, daß der Adel der erste Stand im Staate sei, dem nach seiner Bestimmung die Vertheidigung des Staates sowie die Unterstüzung der äußern Würde und der innern Verfassung desselben hauptsächlich obliege. Eine weitere Ausführung dieses Satzes ist die gleichfalls gesetzliche Vorschrift, daß der Adel zu den Ehrenstellen im Staate, zu denen er sich geschickt gemacht, vorzüglich berechtigt sei. Die Anwendung dieser Vorschrift oder Vorschriften war bisher, daß im Civil- und Militärstaatsdienste der Adel die ersten und besten Stellen einnahm und dem Bürgerlichen nur diejenigen Stellungen übrig blieben, die eben der Adel verschmähte. Das ist noch heute das herrschende Princip in unserer Staatsverwaltung, und diesem Principe bin ich zum Opfer geworden, sind alle jene Männer zum Opfer geworden, die in edler Begeisterung, was sie besaßen, zum Opfer gebracht hatten. Das Princip war früher, wenn auch ein unfluges, unvernünftiges für einen Staat, in dem unserigen allerdings ein gesetzlich berechtigtes. Das ist es aber heute nicht mehr. Der König ist bei uns die Quelle aller Gesetze. Jene königlichen förmlich und feierlich als Gesetze veröffentlichten Versprechungen haben das alte Gesetz aufgehoben, sind das neue Gesetz, das neue Recht des preußischen Volkes, und das Volk hat dieses Recht sich sauer und schwer verdient, mit seinem

Blute und mit einer Aufopferung für seinen König, wie keine Geschichte eines Volkes sie bisher kannte.

Und nun meine schließliche Bitte an Ew. Excellenz. Sie ist kurz die, daß Ew. Excellenz die Gewogenheit haben wollen, das, was ich Ihnen hier vorgetragen habe, dem Könige mitzutheilen, und zwar sobald wie möglich, damit nicht die Unzufriedenheit im Lande weiter und tiefer um sich greift. Der König ahnt sie nicht, kann sie nicht ahnen; er hätte, wüßte er von ihr, sie längst beseitigt."

Der General hatte weiter mit seiner großen, ruhigen Aufmerksamkeit zugehört.

„Und warum wenden Sie sich mit Ihrer Bitte an mich?“ fragte er.

„Ich hatte bereits die Ehre, es zu sagen: weil Ew. Excellenz das Ohr des Königs haben.“

„Mein Herr Obristlieutenant“, sagte der General, „wissen Sie, daß Sie sich da einer sehr landläufigen Phrase bedient haben?“

Es war ein höhnisches Paroli auf die „banale Phrase“ des Obristlieutenants.

Dieser blieb sein Sept-et-le=va nicht schuldig.

„Excellenz ziehen vielleicht eine andere Wahrheit vor, die Sie freilich noch nicht werden gehört haben, weil nur ein freier Mann sie Ihnen sagen kann. Es ist folgende: Eine Partei im Lande, die dem Volke gegenübersteht, hält

den König umlagert, daß er nur ihre Stimme vernimmt, daß die Stimme des Volks nicht zu ihm dringen kann. Sie will dadurch ihre alten Privilegien wahren, jene, von denen ich sprach; sie schützt die Erhaltung des Throns vor, aber sie stürzt den Thron. Haben Ew. Excellenz noch einen Befehl für mich?"

Und der Obristlieutenant Friedrichs blickte den General von Taubenheim mit seinem ganzen festen Stolze an.

Der General hatte sich verfärbt. Er sann auf eine Antwort; er hatte sie vielleicht schon und suchte nach dem Muth, sie dem stolzen, festen Mann gegenüber auszusprechen. So stand er schweigend.

Auch der Obristlieutenant sprach nicht mehr; er verbeugte sich stumm und verließ mit seinem ruhigen, festen Schritte das Zimmer.

Der General fand die Sprache wieder, wenn auch nur für sich.

„Den Thron umstürzen? Ah, ah, die Partei des Umsturzes wird bald an das Licht kommen.“

Der Bediente trat wieder ein.

„Lieutenant Becker!“ meldete er.

„Lieutenant Becker?“ sagte der General, sich vergeblich auf den Namen besinnend.

„In einer sehr abgetragenen Landwehruniform“, sagte der Bediente.

„Ah, ein Landwehrlieutenant! Dazu paßt auch der Name! Ein Bettler? Eintreten!“

Der Obristlieutenant Friedrichs war mit jenem ruhigen Stolze in das Vorzimmer zurückgekehrt. Er suchte mit den Augen den Lieutenant Becker; er trat zu ihm.

„Sie werden jetzt vorkommen. Ich warte unten auf der Straße auf Sie.“

„Es wird mit mir lange dauern, Herr Obristlieutenant.“

„Haben Sie soviel zu bitten?“

„Das nicht. Aber ich werde dem Herrn General die Wahrheit sagen.“

„So werden wir uns desto früher wiedersehen.“

Der Bediente des Generals bat den Landwehrlieutenant, in das Zimmer des Generals zu treten.

Der Obristlieutenant verließ das Zimmer.

Der Lieutenant trat zu dem General ein; gerade, mit dem gebräuchlichen militärischen Gruße; er war in Uniform, der General war es auch.

Der General rührte sich nicht. Gegen den Landwehrlieutenant in der abgeschabten Uniform, mit dem plebejischen Namen Becker, gegen den Bettler wollte er nicht einmal stolz sein, nur vornehm.

„Was wünschen Sie?“

Der Lieutenant Becker nahm das vornehme Wesen

etwas leicht auf, als wenn er schon viel mit vornehmen Herren umgegangen sei und sie kenne.

„Ich bin der Lieutenant Becker, Excellenz“, sagte er.

„Der Bediente hat mir Ihren Namen genannt.“

„Ich bin Landwehrlieutenant, Excellenz.“

„Ich sehe es an Ihrer Uniform.“

„Ich trage das eiserne Kreuz!“

„Ich sehe auch das.“

Der General erwiderte das noch in seiner vornehmen Weise. Aber er mußte doch den abgeschabten Landwehrlieutenant näher ansehen.

Der junge Mann schien mit einem so eigenthümlichen Humor gesprochen zu haben.

Und ein Schalk schien sich auch hinten in seinen lebhaften Augen verbergen zu wollen.

Diese Augen schlug er vor dem forschenden Blicke des Generals nicht nieder.

Und so fuhr er keck fort:

„Wissen Excellenz, was ich früher war, ehe ich in die Landwehr eintrat?“

„Wie kann ich das wissen!“

„Ich war Kellner.“

„Ah!“

„Kellner in einem Café, bei einem Billard. Es war ein gutes Geschäft; ich hatte mein Auskommen. Ich gab

es freiwillig auf; ich trat als Freiwilliger in die Landwehr.“

„Darf ich fragen, warum Sie mir diese Ihre Antecedentien mittheilen?“

„Excellenz, ich komme mit einer Bitte zu Ihnen.“

„Sie wäre?“

„Man hat den Landwehroffizieren eine Versorgung nach Beendigung des Kriegs versprochen. Sie sollten bei Anstellungen, zu denen sie befähigt sind, vorzüglich berücksichtigt werden. Ich wäre nun zu mancher Stelle befähigt.“

„Sie müssen sich an den Kriegsminister wenden.“

„Der Kriegsminister schickt mich zu Ew. Excellenz. Sie sind im Kabinet Seiner Majestät des Königs.“

„Im Kabinet des Königs ist keine Stelle für Sie zu vergeben.“

„Hm“, sagte der Lieutenant Becker, der vormalige Kellner, in seinem vollen Humor für sich, aber laut genug, daß der General es hören mußte, „hm, also wirklich von Pontius zu Pilatus.“

Der General wandte sich um, zum Zeichen, daß die Audienz zu Ende sei.

Aber der Lieutenant ging noch nicht.

„Excellenz“, sagte er, „vor allen Dingen muß man leben.“

Der General antwortete ihm nicht.

„Und um in dieser Welt leben zu können, muß man sich sein Brod verdienen können.“

Es wurde ihm wieder keine Antwort.

„Und um etwas verdienen zu können, muß man etwas verstehen.“

Der General schwieg.

„Nun verstehe ich nur zwei Dinge, mit denen ich mir mein Brod verdienen könnte. Ich könnte in einem Bureau arbeiten, aber die Regierung will mich trotz jener Versprechungen des Königs nicht anstellen.“

Er machte noch einmal eine Pause; er erhielt wieder keine Antwort; er fuhr fort:

„So bleibt mir nur übrig, zu meinem frühern Geschäft zurückzugreifen; ich werde wieder Kellner. Es wird zwar wunderbar aussehen, wenn ich am Billard die Points markire, die Bälle aufsetze, den Herren Kaffee und Fidibus servire, Alles in der Uniform eines preußischen Offiziers und mit einem preußischen Ritterorden auf der Brust; aber vor allem muß man leben.“

Er wollte gehen.

Der General hatte sich rasch umgewandt.

„Haben Excellenz noch etwas zu befehlen?“ sagte auch der Lieutenant, der wieder Kellner werden wollte.

Der General hatte noch etwas zu befehlen; sehr kurz und trocken sprach er:

„Zu Ihrem frühern Metier können Sie zurückkehren; das verwehrt Ihnen Niemand. Sollten Sie aber dabei Ihre Uniform oder Ihren Orden tragen, so werden Sie als ein Ehrloser cassirt.“

„Weil ich ehrlich leben will?“ sagte der Offizier. „Aber fürchten Sie nichts, Excellenz. Mir steht der preußische Offizier höher, als man ihn hier scheint schätzen zu können.“

„Rauben Sie mir meine Zeit nicht länger“, sagte der General.

Aber da hatte der Landwehrlieutenant doch noch eine Bemerkung für den hochstehenden General.

„Excellenz, es war gerade vor einem Jahre, als wir im heißen Kampfe bei Belle-Alliance standen, viele Tausende von Landwehrmännern, die freiwillig Haus und Hof, Beruf und Alles verlassen hatten, um für König und Vaterland zu siegen oder zu sterben. Wir siegten. Wir werden dafür heute wie Bettler behandelt.“

Er ging.

Unten auf der Straße traf er den Obristlieutenant.

Sie theilten einander die Unterredungen mit, die jeder von ihnen mit dem General gehabt hatte.

„Das ist unser Lohn!“

„Das ist der Lohn der Welt!“

„Was wird weiter aus diesem schönen Institute der Landwehr werden?“

„Aber was wird aus uns werden?“ sagte der Lieutenant Becker.

„Begleiten Sie mich einstweilen nach Ovelgönne.“

„In die Gegend wollte ich ohnehin“, sagte der Lieutenant. „Meine Braut ist auf der Dahlheimer Sägemühle. Ich muß mit ihr überlegen.“

„Und das muß ich mit der meinigen in Ovelgönne.“

Ein paar Stunden später fuhr der General von Taubenheim zu dem Palais des Königs.

„Die Verschwörung liegt klar auf der Hand“, sprach er im Fahren zu sich. „Schon jetzt. Kaum daß der Thron wieder fest aufgerichtet ist, soll er schon wieder eingerissen werden! Und mit welcher Frechheit diese Verschwörer auftreten! Wie sicher sie ihrer Sache sein, wie weit und tief ihre Verbindungen gehen müssen! Da kann der König nicht früh und nicht eindringlich genug gewarnt werden. Wie sehr Recht hatte dieser Herr von Schilden!“

Damit hatte der General für das, was er vorhatte, sich mit seinem Gewissen abgefunden.

Der Name Schilden hatte ihm dann einen andern Gedanken zugeführt.

„Und Hedwig?“ sprach er weiter. „Schilden oder Westernitz! Sie überließ mir die Wahl, aber um sie mir nicht zu überlassen. Sie will den Schilden. Aber über die Liebe ist sie zum Glück hinweg. Sie glaubt, Schilden mache eine bessere Carrière. Und sie glaubt das, weil Schilden mehr Verstand, mehr Kenntnisse, sogar mehr Muth als der Andere hat. Sie irrt. Die Familienverbindungen, die Connexionen am Hofe machen es. Und die hat der Graf Westernitz und nicht Schilden. Jener Mangel an Muth freilich — aber nur die Frauen lassen sich von Neußerlichkeiten bestechen. Zudem ist Schilden uns immer gewiß. Er muß sich seine Carrière suchen; da ist er überall abhängig. Der Graf Westernitz kann der seinigen kaum aus dem Wege gehen.“

Der General hatte das Vorzimmer des Königs erreicht.

In dem Vorzimmer des Königs herrschte die tiefste Stille.

Stille ist überhaupt der Charakter der Paläste und Gemächer der Könige. Darf sie einmal unterbrochen werden, so darf das nur von dem „Herrn“ selbst geschehen, und es ist dennoch jedesmal ein Ereigniß.

Von Friedrich Wilhelm dem Vierten erzählt man sich, daß er bald nach seiner Thronbesteigung eines Tages sehr laut in seinem Zimmer sprach. Die Königin hörte es nebenan, eilte zu ihrem Gemache und sagte: „Ah, verzeihe, Fritz, ich meinte, der Kronprinz sei dagewesen!“

Friedrich Wilhelm der Dritte liebte besonders die tiefste Stille um sich her. Man brauchte, um es zu wissen, sich nur das einfache Haus anzusehen, in dem er wohnte.

Wie ein Bürgerhaus liegt es noch jetzt da, zwischen der Schloßbrücke und den Linden, gegenüber dem schweren und finstern Bau des Zeughauses. Aber so verschlossen und still wie zu den Zeiten Friedrich Wilhelm's des Dritten hat es wohl weder vorher noch nachher jemals dagelegen. Unten an dem Portal sah man die beiden unvermeidlichen Schildwachen langsam und leise zwischen ihren Schilderhäusern auf und ab schreiten, und oben in dem Eckfenster nach den Linden hin sah man zuweilen einen großen, stattlichen Mann im einfachen Offiziersüberrock ohne Orden und ohne Epauletten mit seinem blassen und traurig nachdenklichen Gesicht hinter der mattgrünen seidnen Gardine hervorschauen; es war der König. Weiter sah man von der Straße her in dem Hause keinen Menschen und sah und hörte man kein Leben darin. Und so still, wie das Haus von außen ausah, war es in seinem Innern.

So lebte Friedrich Wilhelm der Dritte vom Jahre 1810, bis er im Jahre 1840 starb, in dem einfachen Hause, und die Berliner nannten es des Königs Palais.

Das stille Vorzimmer befand sich vor dem Arbeits-

zimmer des Königs, und in dem Arbeitszimmer war jenes Eckfenster nach den Linden hin mit seinen mattgrünen Vorhängen.

Es waren nur wenige Personen in dem Vorzimmer, als der General von Taubenheim eintrat. In dem Vorzimmer Friedrich Wilhelm's des Dritten gewahrte man selten mehr Menschen als die gewöhnliche Bedienung. Der König sah nicht gern Jemand bei sich, liebte keine Störung. Zwei Lakaien waren an der Eingangsthür; ein Adjutant stand an einer Seitenthür; ein General lehnte in einer Fensternische. Das war Alles.

Die Lakaien warteten auf die Befehle des Adjutanten; der Adjutant stand wartend an der Seitenthür, die in das Arbeitszimmer des Königs führte; der General am Fenster wartete, daß diese Thür sich öffnen möge; durch die Stille, die herrschte, hörte man in dem königlichen Arbeitszimmer sprechen.

In dem Vorzimmer selbst machte sich nicht der leiseste Laut hörbar; das Sprechen in dem Zimmer des Königs hörte sich an wie leises Bienensummen.

Der General von Taubenheim schritt auf den Spitzen seiner Füße herein. Den General in der Fensternische grüßte er mit einer stummen Verbeugung, den Adjutanten an der Thür mit einem stillen Händedruck, freilich auch mit einem bezeichnenden Blick nach der Thür, an der er stand.

„Der Polizeiminister!“ flüsterte der Adjutant ihm zu.
 „Ah, schon?“

Der Adjutant war der Graf Westernitz.

Wir kennen ihn; der General kannte ihn; Fräulein Hedwig, die Tochter des Generals, kannte ihn.

Der General hätte gern weiter mit ihm gesprochen. Die Höflichkeit gestattete es nicht. Er mußte sich zu dem General in der Fensternische wenden.

„Sehr erfreut, Excellenz hier zu sehen!“ sagte der General von Taubenheim. Er flüsterte es.

„Gleichfalls charmiert!“ erwiderte der steife General.

Er sprach es mit einer ruhigen Selbstzufriedenheit; diese kann nicht flüstern.

„Excellenz sind gewiß befohlen!“ sagte der kleine General.

„Ja, in einer wichtigen Angelegenheit.“

„Ah, da konnte Seine Majestät keine bessere Wahl treffen.“

„Der König kann sich wenigstens auf mich verlassen.“

„Unbedenklich!“

„Auf meine Treue, auf meine Ergebenheit und auf meinen Eifer für die Armee. Und, liebe Excellenz, mit Ihnen darf ich ja darüber sprechen: man geht von einer gewissen Seite auf den Ruin unseres herrlichen Heeres aus.“

„Leider, leider!“ sagte der General von Taubenheim. Der andere General wurde lebhafter.

„Ja, leider, liebe Excellenz. Denken Sie, was man jetzt wieder vorhat. Nicht genug, daß wir schon eine Menge von Landwehroffizieren in die Linie haben aufnehmen müssen, jetzt soll die Linie ganz zur Landwehr degradirt werden; man geht damit um, die Vitewken und die Mützen der Landwehr auch bei der Linie einzuführen. Der Landwehr! Bei der Linie! Denken Sie es sich!“

„Es ist empörend“, sagte der kleine General.

„Es ist mehr! Es ist ein Mord, es ist der Selbstmord des preußischen Staats! Aber der alte preußische Gott lebt noch, wir alten Generale! Ich kam hinter die Sache; ich ließ mich bei Seiner Majestät melden; ich sprach mein Meene Tefel aus; ich erinnerte an die ruhmvolle Armee in dem alten Rock, in dem Tschako, der freilich leider schon der Blech- und Bärenmütze habe weichen müssen. Ich erhob meine Stimme im Namen der ganzen Generalität, der nur einzelne unbesonnene Neuerer gegenüberständen. Den Tschako hatten Seine Majestät die Gnade mir sofort zu gewähren. Um den Rock mußte ich kämpfen; man hatte dem Könige eingeredet, jener Landwehrrock sei gesünder, bequemer, der Soldat könne sich darin besser bewegen, besser manövriren. Ich bat zuletzt um die Gnade, ein Mémoire über die Sache ausarbeiten

zu dürfen. Der König forderte mich dazu auf. Ich bin jetzt hier, um es zu überreichen. Ich habe mich mit zwei Regimentschneidern zusammengesetzt; ich habe einen ganz neuen Schnitt erfunden, eine ganz andere Stellung der Knöpfe. Ich habe die Muster bei mir. Ich werde sie Seiner Majestät vorlegen —“

Die Thür des königlichen Arbeitszimmers öffnete sich. Der General schwieg.

Der kleine General von Taubenheim hatte nur noch Zeit, ihm mit seinem verbindlichsten, aber zugleich dem feinsten Lächeln seines flugen Gesichts zu sagen:

„Und Excellenz werden die Armee und den Staat retten!“

Der General verschwand in dem Zimmer des Königs.

Aus diesem Zimmer war ein stattlicher Herr, gleichfalls mit einem flugen Gesichte, herausgetreten.

Er und der General von Taubenheim schüttelten einander die Hände.

„Excellenz haben schon den Regierungsrath von Schilden gesprochen?“ fragte ihn der kleine General.

„Unmittelbar nach der Unterredung mit ihm fuhr ich zu Seiner Majestät“, war die Antwort des Polizeiministers.

„Und der Herr von Schilden ist unmittelbar nach seiner Unterredung mit mir bei Ihnen gewesen?“

„So ist es.“

„Ah, und ich habe unterdeß Beweise gesammelt für das, was Schilden Ihnen mitgetheilt hat. Der Geist der Empörung hat schon weit um sich gegriffen. Es wird hohe Zeit, daß ihm Einhalt geschieht.“

„Excellenz wollten darüber mit dem Könige sprechen?“

„Ich bin deshalb hier.“

„Ich hätte einen unmaßgeblichen Vorschlag an Ew. Excellenz. *Unitis viribus!*“

„Excellenz haben Recht! Machen wir gemeinschaftliche Sache.“

Die beiden Excellenzen verließen das Vorzimmer des Königs.

Der General von Taubenheim schüttelte vorher noch einmal die Hand des Grafen Westernitz.

„Wir sehen Sie beim Thee, lieber Graf?“

„Es wird mir eine große Ehre sein.“